
Frankfurter Rundschau

01. MAI 2016

MAIFESTSPIELE „DIE SOLDATEN“

Das Theater wird zerstört und geht weiter

Von JUDITH VON STERNBURG



Gegen Ende: Im Parkett nurmehr Leichen, links eine Armenküche, oben der größte Zeppelin, der je im Zuschauerraum des Staatstheaters flog. Foto: Karl & Monika Forster

Bernd Alois Zimmermanns Oper „Die Soldaten“ zur spektakulären Eröffnung der Maifestspiele in Wiesbaden.

[Druckenper Mail](#)

Von dem Schrecken, der im Zusammenhang mit Bernd Alois Zimmermanns Oper „Die Soldaten“ auf das Bühnenstück von Jakob Michael Reinhold Lenz Musikern, Regisseuren und Zuschauern traditionell im Nacken sitzt, ist hier wenig zu spüren. Das ist bewundernswert und hat seine Tücken. Bewundernswert: Die Souveränität, mit der Wiesbadens scheidender Generalmusikdirektor Zsolt Hamar und das Staatsorchester und die erhebliche Solistenschar sich durch eine Partitur arbeiten, die einst als nicht zu bewältigen galt. Ausschließliche Neue-Musik-Spezialisten sind hier in der Minderzahl, es ist im Kern der herkömmliche Stadttheaterapparat, der seine Leistungsfähigkeit unter Beweis stellt.

Hamar dirigiert von einer Seitenloge aus die unüberschaubare Zahl der Beteiligten, es gibt einen ebenfalls unsichtbaren Subdirigenten (Benjamin Schneider), Bildschirme überall (weil überall gespielt wird) und herrliche Formulierungen Hamars aus einem Interview mit dem „Wiesbadener Kurier“: „Meine Strategie war, wichtige Punkte zu definieren, an denen wir unbedingt zusammensein müssen“

Die Eröffnung der Internationalen Maifestspiele am Staatstheater bietet auch die Wiesbadener Erstaufführung eines Werkes, das nach viel diskutierter „Unspielbar“-Rubrizierung und Uraufführung (1963 konzertant, 1965 szenisch, denn natürlich ist über kurz oder lang alles spielbar) gerade in den vergangenen Jahren wieder Interesse und spektakuläre Umsetzungen fand – am markantesten an der

Staatsoper in München. Wiesbaden entzieht sich Vergleichen aber mit einer höchst eigenwilligen, festspielkompatiblen Inszenierung, die – das wäre die tückische Seite dieses so gelungenen Unterfangens – eigentlich unheimlich schön ist, fast ein bisschen glatt.

Zugleich spielt sie intelligent mit dieser ansehnlichen, Spektakel machenden, Aufwand treibenden Oberflächlichkeit: Es soll und kann den Theatergänger durchaus gruseln, wenn die Statisten unter den Zuschauern interessiert applaudieren, nachdem es in der Mittelloge Tote gegeben hat. So ist das im Theater: Menschen sterben, furchtbare Fragen werden gestellt – „Und müssen denn die zittern, die Unrecht leiden, und die allein fröhlich sein, die Unrecht tun?“ – und am Ende klatschen alle den aus der großen Schlussmusik sich erhebenden Marschrhythmus mit und gehen anschließend heim.

Folgendes also bietet der 32-jährige russische Regisseur Vasily Barkhatov (der im Ein-Stunden-Radius von Frankfurt mit einem zumindest sehr eigenen Blick auf „Fausts Verdammnis“ in Mannheim in Erinnerung geblieben sein könnte): „Die Soldaten“ spielt teils zwanglos, teils ein wenig forciert im Theater, Zinovy Margolin hat die Umgebung dafür präpariert, Olga Shaishmelaschvili steuert die entsprechend eleganten Kostüme bei. Das Publikum sitzt auf den Rängen und – unbedingt eine empfehlenswerte Blickrichtung – einer Tribüne auf der Bühne des Großen Hauses. Hauptspielorte sind das mit Statisten besetzte Parkett, Mittelloge und Seitenlogen.

Ein fliegender Gummizeppelin

In einer Welt, in der die Klassen streng getrennt bleiben und Menschen sich schwerlich unbeobachtet einander nähern können, sind die diversen Platzkategorien, ist der Einsatz von Opernglas, das Äugeln und Feixen von Loge zu Loge und Loge zu Parkett ungemein einleuchtend. Marie ist mit ihrer Familie hier und lässt der Mutter ihres Fastverlobten Stolzius ein Billett von der Garderobiere durch die Reihe reichen. Baron Desportes nutzt die Pause, um sich an die junge Frau heranzupirschen, ermuntert von den frotzelnden, glotzenden Kameraden in der Seitenloge. Während Maries Tragödie, ihr Zermahlenwerden – warum sollte sie nicht versuchen, ihr Glück zu machen? – seinen Lauf zu nehmen beginnt, wird es im Theater ungemütlicher. Begleitet von einem riesigen fliegenden Gummizeppelin, der als Projektionsfläche dienen wird, schlagen Soldaten ihr Quartier auf, mittels großer, mit Staatstheaterreklame überzogener Bretter, die über einige Sitzreihen gelegt werden. Sie haben den Fundus geplündert und Brachialspaß. Filmeinspielungen auf dem Zeppelin zeigen, dass draußen mittlerweile scharf geschossen wird, Luftaufnahmen präsentieren das Staatstheater in einem immer verheerteren Zustand (Video: Gérard Naziri), während im Parkett aus dem Camp ein Lazarett und aus dem Lazarett eine Leichenhalle wird. In Brechtscher Manier lässt Barkhatov das jeweils als Zeppelin-Projektion ankündigen: „Das Theater wird zur Leichenhalle, Marie sucht Halt bei den Soldaten.“

Denn Desportes hat sie längst fallen lassen und auch bei dem jungen Grafen – wie man jetzt begreift, sind das die hochfeinen Leute, die respektvoll in der Mittelloge begrüßt wurden – findet sie ihr Glück nicht. In einer harten Szene bettelt sie im Parkett. Das sehr realistische Statistenpublikum geniert sich, der eigene Vater erkennt sie nicht, lässt sie abfahren nach Art des zahlungskräftigen bürgerlichen Publikums. An solchen Stellen gelingt Barkhatovs Verbindung von Stück und Theaterszenario hervorragend, an anderen muss sie freilich hinken. Im Allgemeinen stark ist der Einbruch der grobschlächtigen Soldatensphäre in die vergoldete Neo-Rokoko-Pracht. Im Einzelnen wird es beliebig, wenn auch die Grafenfamilie Opfer von Vergewaltigung und Gewalt und zwischendurch auch Mord wird.

Ein gelegentlicher Mangel an Präzision und Sinn, der sonst gewiss nicht das Problem des Abends ist – zwei pausenlosen Stunden –, schon gar nicht der Solistenauftritte. Als intensive Sängerdarstellerin, die ihren exakten Koloratursopran in gänzlicher Ausdehnung und Beweglichkeit benötigt und auch bieten kann, ist Gloria Rehm eine fesselnde Marie, in wachsender Einsamkeit umgeben von einem durchweg festspielwürdigen Ensemble. Die differenzierten Schweinereien der Dekadenten bietet Martin Koch als Desportes in Pracht, Holger Falk als auch stimmlich zarterer Stolzius ist ein tragischer Zivilist daneben. Pavel Daniluk als Maries Vater repräsentiert die sonore Seite der Dummheit, Celeste Haworth als Maries Schwester die kalt rechnende des Kleinbürgertums.

Die Gesichter lohnen sich, die Details lohnen sich. Vieles wird man durch die Schau- und Sitzplätze vermutlich zwangsläufig verpassen. Trotzdem geht das Wagnis, die spektakuläre Musik als Spektakel zu bieten, auf.

Staatstheater Wiesbaden: 5., 15. Mai. www.staatstheater-wiesbaden.de

AUTOR



Judith von Sternburg
Feuilleton-Redakteurin